

49 Prozent

Gespräche mit Kindern über Leben und Tod



Patrick Imhasly

Neulich entwickelte sich zwischen mir und meinen beiden Söhnen (9 und 11) während des Abendessens ein denkwürdiger Dialog: Der Grosse erzählte von einem Mann in Japan, der 130 Jahre alt geworden sei. Der Kleine fand das total unglaublich, stellte aber trotzdem fest: «So lange möchte ich niemals leben!» Ich war ob dieser Aussage etwas irritiert und fragte ihn, weshalb denn, das Leben sei doch schön. «Wenn man alt ist, hat man irgendwann alles im Leben gesehen, dann macht es keinen Spass mehr», lautete seine Antwort. «Du spinnst doch», sagte der Grosse. «Nicht mehr leben will nur, wer krank ist oder so.»

Dieser Wortwechsel berührte mich sehr – er war für mich ein Schlüsselerlebnis. Wie kaum je zuvor lösten sich dabei die mentalen Unterschiede zwischen mir als Vater und meinen beiden Kindern auf. Das Thema der Vergänglichkeit bewegte uns alle gleichermaßen, in diesem Moment schienen unsere Welten auf besondere Art verschränkt. Doch bald kamen in mir Zweifel auf: Warum denken Kinder über das Ende des Lebens

nach, wo das ihre doch gerade erst richtig Fahrt aufgenommen hat? Muss ich mir Sorgen über ihre Befindlichkeit machen?

Mit solchen Gedanken im Kopf ist mir ein paar Tage später die neu erschienene Autobiografie von Jesper Juul in die Hände gekommen. Der dänische Erziehungsberater und Familientherapeut steht mit den Methoden der Wissenschaft auf Kriegsfuss – «Ich lese keine Statistiken. Sobald ich fünf Fussnoten auf einer Seite finde, gebe ich auf» –, ist aber mit seiner jahrelangen Erfahrung für viele Eltern eine grosse Stütze, wenn sie im Umgang mit ihren Kindern nicht mehr weiterwissen. Für die deutsche «Zeit» ist Jesper Juul «Europas gefragtester Pädagoge der Gelassenheit».

In seiner Autobiografie bringt der schwer erkrankte Juul die Säulen seiner Arbeit noch einmal auf den Punkt. Eine davon bezeichnet er mit dem von ihm geschaffenen Begriff der «Gleichwürdigkeit». Diese bedeutet in seinen Worten: «Die menschlichen Bedürfnisse von Erwachsenen und Kindern gleichen sich, und es ist ein Menschenrecht, dass jedem einzelnen dieser Bedürfnisse auf eine würdige Art und Weise begegnet wird.» Jesper Juul glaubt auch, dass sich Eltern zu oft lediglich für die Erlebnisse ihrer Kinder statt für deren Leben interessieren. «Wir alle müssen lernen, wieder wir selbst zu sein, und endlich unser Rollenverhalten und unsere zugehörige Maske – ich dein Vater – aufgeben. Wir sollten also zu einem elementaren Ethos zurückfinden und das Leben als Leben respektieren!» Als ich diese Zeilen



«Wenn man alt ist, hat man irgendwann alles im Leben gesehen, dann macht es keinen Spass mehr», lautete seine Antwort.

gelesen habe, ist es mir wie Schuppen von den Augen gefallen: Mit meinen beiden Söhnen ist alles völlig okay und – so glaube ich zumindest – auch mit mir. Die Endlichkeit des Lebens ist etwas, was sie und mich natürlicherweise beschäftigt. Bei den Kindern tut sich das Leben auf, und es scheint, als sei damit wie selbstverständlich die vage, aber keinesfalls bedrohliche Vorstellung verbunden, es handle sich dabei um ein vergängliches Gut. Mein Leben hingegen wird ziemlich sicher nicht mehr so lange dauern wie bisher, da wird die Hinfälligkeit zum treuen Begleiter. Wenn wir uns über die Endlichkeit des Lebens unterhalten haben, sind wir uns also ganz einfach auf Augenhöhe begegnet.

Aber keine Sorge, es geht bei uns am Esstisch nicht immer dermassen gedankenschwer zu und her. Denn das zurzeit wichtigere Thema, das meine Kinder und mich echt bewegt, ist Fussball. Die beiden sind eingeschworene Fans der Berner Young Boys, ich des FC Sion. Sion spielt gegen den Abstieg; meine beiden Söhne erkundigen sich regelmässig nach den Leistungen meiner Mannschaft und sprechen mir Mut zu. YB steht auf der anderen Seite der Rangliste und wird dieses Jahr zum ersten Mal seit 32 Jahren wieder Schweizer Meister; ich freue mich für meine Söhne und bin jetzt schon gespannt auf die grosse Feier. Dieses Erlebnis wird etwas für die Ewigkeit.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».

Alles, was Recht ist

Ein Rucksack voller Geld für die Richter



Markus Felber

Da wollte doch tatsächlich einer sein Geld nicht. Genauer gesagt die Sozialhilfe, und noch genauer: Er wollte die Sozialhilfe nicht am Schalter der Gemeindeverwaltung abholen, sondern sie weiterhin auf sein Bankkonto überwiesen erhalten. Es gehe um Datenschutz, meinte er und kämpfte dafür bis vor Bundesgericht. Der Kampf war vergeblich, da die Beschwerde falsch aufgegleist war. Da sie deswegen als aussichtslos eingestuft wurde, bleibt der Sozialhilfeempfänger jetzt auch noch auf den Gerichtskosten sitzen. Und wir werden womöglich nie erfahren, ob es einen Rechtsanspruch auf diskrete Sozialhilfe gibt.

Andere haben lieber Bares und träumen von einem Leben ohne Bank- oder Postkonto. Immer öfter wird auf Foren und Ratgeberseiten ernstlich die Frage aufgeworfen, ob man vom Arbeitgeber verlangen könne, dass er den Lohn bar auf die Hand auszahle. Für die AHV-Rente gibt es darauf einen klaren gesetzlichen Anspruch, auf den noch immer einige tausend Rentner pochen. Für die Arbeitswelt besagt das Obligationenrecht, dass der Lohn «dem Arbeitgeber» auszurichten ist und zwar «innert der Arbeitszeit». Die Formulierung ist fraglos auf die Barauszahlung mittels der berühmten gelben Lohntüte zugeschnitten, wie sie im vergangenen Jahrhundert gängig war. Doch ein Anspruch auf Barauszahlung des Lohns lässt sich daraus in der Praxis kaum ableiten, weil in den allermeisten Arbeitsverträgen die Überweisung auf ein Bank- oder Postkonto vorgesehen ist.

Falls doch jemand versuchen sollte, einen Lohn bar auf die Hand rechtlich zu erstreiten, dürfte auch dieser Kampf in Lausanne enden. Und dort wird man hoffentlich an die vermeintlich gute alte Zeit denken, als auch am Bundesgericht der Lohn bar ausgehändigt wurde. Das nötige Geld dafür musste der Kassier bei einer Bank in der Stadt abholen und im Rucksack auf Mon Repos schleppen. Begleitet von einem Weibel, der einen geladenen Revolver auf sich trug.

Markus Felber war NZZ-Bundesgerichts-korrespondent.

Die E-Mail-Debatte

«Ist das ein Aufruf zur Kollektivierung des Grundeigentums?»

Gemeinnützige Wohnungen dank dem Staat. Für Mattea Meyer ist das kluge Politik.

Andrea Caroni ist nicht gegen Genossenschaften, aber gegen Subventionen

Andrea Caroni

Geschätzte Kollegin, sozial, sozialer, am unsozialsten: Die staatliche Wohnbaupolitik privilegiert einige wenige zulasten der Allgemeinheit. Es reicht nicht, dass bekannte und gutsituierte Politiker in subventionierten Wohnungen hausen. Jüngst fanden Parteikolleginnen von Ihnen sogar, man sollte eigentlich auch Roger Federer eine Wohnung auf Steuerkosten finanzieren. Ihre Partei wirbt mit dem Motto «Für alle statt für wenige» – da müssten Sie eigentlich für den Rückzug der hängigen Volksinitiative «Mehr bezahlbare Wohnungen» sein, die mehr staatliche Eingriffe und Privilegien brächte.

Mattea Meyer

Geschätzter Kollege, die Immobilienbranche ist zwar die meistsubventionierte Branche – aber nicht so, wie Sie hier kritisieren. Wenn die öffentliche Hand Schulhäuser baut oder das S-Bahn-Netz erweitert, reiben sich profitorientierte Immobilienfirmen die Hände. Denn solche steuerfinanzierten Investitionen in die Infrastruktur steigern den Wert ihrer Immobilien und privilegieren die Eigentümer. Gehört der Boden hingegen der Gemeinde, bleibt der Wertzuwachs bei der Allgemeinheit. So kommt allen zugute, was alle finanziert haben. Wird der Boden dann im Baurecht an Genossenschaften abgegeben, profitiert die Allgemeinheit nochmals: Wir nehmen Jahr für Jahr Baurechtzinsen ein. Gemeinnütziger Wohnungsbau ist ein grosses Geschäft für die Gemeinden – also das Gegenteil von subventioniert oder privilegiert, so wie Sie das unterstellen.

Andrea Caroni

Ist das ein Aufruf zur Kollektivierung des Grundeigentums? Jedenfalls unterschlagen Sie, dass die gescholtenen privaten Grundstückseigentümer nicht nur Wohnraum schaffen, sondern auch eine hohe Sondersteuerlast tragen. Denken Sie nur an Handänderungssteuer, allgemeine Gewinn- und Grundstücksgewinnsteuer, Kapital- beziehungsweise Vermögenssteuer, Eigenmiet-

Debattierer



Mattea Meyer, 30, ist Nationalrätin der SP aus dem Kanton Zürich. Sie ist Co-Präsidentin der SP Winterthur und Co-Präsidentin der Sans-Papiers-Plattform Schweiz.



Andrea Caroni, 37, ist FDP-Ständerat aus dem Kanton Appenzell Auser rhoden. Er arbeitet als Rechtsanwalt und ist Vizepräsident der FDP Schweiz.

wertbesteuerung sowie Perimeter- und Mehrwertabgaben, wobei Letztere just von Ihnen erwähnte Planungsvorteile ausgleichen. Vor allem aber habe ich gar nichts gegen Wohnbaugenossenschaften (ob gemeinnützig oder nicht) oder gegen marktkonforme Baurechtzinsen, sondern gegen staatliche Privilegien. Wollen Sie ernsthaft bestreiten, was in vielen Gesetzen steht, nämlich dass Bund und viele Kantone (so Ihrer) mit zinslosen Darlehen, Gratis-Bürgerschaften, günstigem Land und vielem mehr einzelne Wohnungssuchende auf Kosten der Allgemeinheit bevorzugen?

Mattea Meyer

Die Kollektivierung des Bodens hat in der Schweiz Tradition: Die ältesten Boden-Kooperationen gab es schon vor 1291, und sie bestehen heute noch. Die Schweizer vermieden es, einem Fürsten den Zehnten abgeben zu müssen. Das sollten Sie als Bürgerlicher doch schätzen? Deshalb steht die Förderung von Wohnbaugenossenschaften auch in der Verfassung von Bund und Kantonen und nicht nur in Gesetzen, wie Sie sagen. Was Sie aber zu den Steuern ausführen, ist schon etwas frech. Jede Studie zeigt, dass Grundeigentümer gegenüber Mietenden steuerlich bevorzugt werden. Darüber hinaus machen Vermieter mit überrissenen Mieten ein florierendes Geschäft auf Kosten der Allgemeinheit. Denn anstatt dass die Mieten bei den aktuell tiefen Zinsen sinken, steigen sie massiv. Da ist doch etwas faul?

Andrea Caroni

Sind wir jetzt am Albisgütli gelandet? Jedenfalls hatten die alten Eidgenossen mit hoheitlichem Grundeigentum, das Sie eingangs propagierten (und das ich mit Kollektivierung meine), wenig am (Gessler-)Hut, und gegen Handänderungssteuern hätten sie zum Burgensturm aufgerufen. Gegen private Wohnbaugenossenschaften aber ist – damals wie heute – nichts einzuwenden, nur gegen staatliche Privilegierung. Zwar sieht die Verfassung eine Förderung vor, aber explizit

zum Wohle bedürftiger Gruppen. Auf viel subventioniertem Wohnraum wohnt aber der oftmals sozialdemokratische Mittelstand – das ist Klientelpolitik. Warum sagen Sie nichts dazu? Und sind Sie für oder gegen die Initiative, die das Problem noch verschärft?

Mattea Meyer

Nochmals: Wenn die Gemeinde Land im Baurecht abgibt, macht sie ein gutes Geschäft. Das hat nichts mit Privilegien, sondern mit sinnvoller Finanz- und Immobilienpolitik zu tun. Die zu hohen Mieten sind ein Problem, von dem Sie in Appenzell vielleicht weniger mitbekommen. Hier setzt die Initiative «Mehr bezahlbare Wohnungen» an, die weniger renditeorientierten und mehr gemeinnützigen Wohnraum will. Und zwar für alle (auch für den freisinnigen Mittelstand), da es um ein Prinzip geht. Nur rund fünf Prozent der Wohnungen sind subventioniert, um den Mietzins für Leute mit tiefem Einkommen senken zu können. Stimmen Sie mir zu, dass dies für die Gemeinde kostengünstiger ist, als wenn sie für Bezüger von Sozialhilfe oder Ergänzungsleistungen überbezahlte Mieten an profitorientierte Immobilienbesitzer bezahlen muss?

Andrea Caroni

Wenn die Gemeinde hohe Zinsen verlangt («gutes Geschäft»), finden Sie es toll, aber wenn private Anbieter es tun, rufen Sie «Skandal»? Liberale Wohnförderung geht übrigens so: Man räume den Bauwilligen baurechtliche Steine aus dem Weg. Das steigert das Wohnangebot. Den Bedürftigen helfe man mit Cash statt über obskure Subventionen. Das steigert ihre Wahlfreiheit (und stoppt den von Ihnen erwähnten Missbrauch, der just durch Staatseingriffe entsteht). So blüht der Wohnungsmarkt für alle.

Mattea Meyer

Weniger Gier und mehr Gemeinnützigkeit wäre zum Wohle aller. Denn niemand soll jemandem Gewinne bezahlen müssen, um wohnen zu können.

Strittis Schlagzeile

Zu sportlichen Ambitionen in Schweizer Regionen.



Hermann Strittmatter ist Gründer und Leiter der Werbeagentur GKK in Zürich.